

publik

MAGAZIN

Nummer 4
18.12.2018
41. Jahrgang
PVSt. DPAG
H2630
Entgelt bezahlt

Heimliche Herrscher

Die verborgene Welt der Pilze

In aller Freundschaft

Über eine der wichtigsten
Beziehungen im Leben

Arm und Reich

Zwei Stadtsoziologen
über Ungleichheit

U N I K A S S E L
V E R S I T Ä T

Himmel und Hölle

Das Leben in der Stadt ist kein Kinderspiel!

kinder
not
hilfe

Helfen Sie mit,
Mädchen und Jungen
zu schützen.
In Städten. Weltweit.

kindernothilfe.de



Editorial



Pilze, Freundschaft, Stadt-Soziologie, das sind einige der Themen dieser Ausgabe der publik. Für manche dieser Forschungsprojekte muss man weit in die Welt hinausziehen, andere Themen lassen sich lokal, sogar im eigenen persönlichen Umfeld studieren. Lassen Sie sich überraschen, was unsere Kolleginnen und Kollegen Faszinierendes über diese Themen zu berichten haben.

Persönlich bin ich immer wieder erstaunt, welche spannenden Fragestellungen hinter alltäglichen Dingen, vermeintlich trivialen gesellschaftlichen Mechanismen oder gefühlt „offensichtlichen“ Wortbedeutungen stecken. Unser oft stressiger Alltag mit ständigem Termindruck verleitet dazu, nicht mehr achtsam durch die Welt zu gehen und die Faszination zu vergessen, mit der wir alle als Kinder Neues betrachtet, ausprobiert und hinterfragt haben. Jetzt als Erwachsener bemerke ich immer wieder, dass ich viele Dinge einfach als gegeben hinnehme. Es bleibt kaum noch Zeit, neugierig zu sein, selbst im Zeitalter von Google und Co., in dem es einfacher geworden ist, an Informationen heranzukommen. Viel besser als die passive Informationsbeschaffung aus dem Internet ist allerdings, sich Dinge von richtigen Fachleuten erläutern zu lassen, objektiv, untendenziös und in der Komplexität, die einem Thema angemessen ist. Wann haben Sie sich das letzte Mal gefragt, welche Bedeutung ein kleiner Pilz hat, an dem Sie im Wald vorbeiwandern? Was steckt hinter Worten, die wir täglich benutzen und deren Ursprung wir womöglich gar nicht kennen? In Zeiten des politischen Populismus muss ich Ihnen ja nicht erklären,

welche Folgen Worte haben können, wenn sie bewusst vereinfachend oder unbewusst gedankenlos benutzt werden. Oft stecken hinter Worten auch ganz andere Bedeutungen als normalerweise angenommen werden, das können Ihnen Sprachkundler ganz genau erklären. Mein Heimatort beispielsweise heißt Winterbach (sie werden ihn wohl nur mit Mühe auf einer Landkarte finden). Alle würden annehmen, dass dieser Ortsname mit einem kalten Ort und einem Gewässer zu tun hat. Ich kann Ihnen versichern, dass er nicht immer kalt ist. Aber auch alle Dörfler sind lange davon ausgegangen, dass der Ortsname von dieser jahreszeitlichen Bedeutung stammt. Ich war überrascht, als ich den Ursprung dieses Namens erfahren habe: Ursprünglich hieß der Ort wintenbach, also der gewundene Bach, und der Name hatte nichts mit der Jahreszeit zu tun.

In diesem Sinn wünsche ich mir für unsere Universität große Neugierde, intensive Achtsamkeit, Sorgfalt im Umgang mit Sprache, größtmögliche Objektivität, große Ehrlichkeit und Spaß daran, Neues zu denken.

Prof. Dr. Arno Ehresmann
Vizepräsident der Universität Kassel



06

Forschung

- 06 Größtes Lebewesen der Welt |**
Ein Biologe erforscht das geheime Leben der Pilze
- 10 „Geheimnisse verraten macht verletzlich“ |**
Janosch Schobin über Freundschaft
- 14 Für volle Teller |**
Ein Kasseler Projekt hilft Menschen in Westafrika
- 16 Ungleichheit in Städten |**
Carsten Keller forscht zur Segregation



10



14

Debatte

- 18 „Ist das Zensur?“ |**
Ein Essay von Nikola Roßbach

Campus

- 20 Straßennamen an der Uni |**
Was sie uns verraten
- 24 Bewegung auf Bestellung |**
Neues Projekt des Hochschulsports

Transfer

- 26 Neuer Turm für Löwenburg |**
Ein künstlicher Stein hilft
- 28 Geld und Freundschaft |**
App Zazter soll helfen, Kosten zu teilen

Menschen

- 30 Was mich antreibt |**
Jascha Manschwetus

28



24



26



Impressum

Verlag und Herausgeber: Universität Kassel, Kommunikation, Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Redaktion: Sebastian Mense (verantwortlich), Beate Hentschel, Laura Li Stahr, David Wüsthube
 Mönchebergstraße 19, 34109 Kassel | publik@uni-kassel.de
Gestaltung: Nina Sangenstedt | gestaltpoll.de
Titelfoto: picture alliance/imageBROKER
Foto Editorial: Sonja Rode/Lichtfang
Foto S. 4/5: Langer, Westend61, Lelea, Mense, mhk, Wüsthube
Druck: Druck- u. Verlagshaus Thiele & Schwarz GmbH | Kassel-Waldau
Anzeigen: Thiele & Schwarz, Helmut Wiegand | Telefon 0561 95925-0
 www.thiele-schwarz.de
Erscheinungsweise: viermal jährlich, Bezugspreis 9,- Euro jährlich.
 Namentlich gezeichnete Beiträge stimmen nicht unbedingt mit der Auffassung der Redaktion überein. Bei Nachdruck Belegexemplar erwünscht.



Fliegenpilze auf einer Waldwiese.

TEXT David Wüstehube

FOTOS David Wüstehube / Ewald Langer

So groß mit Hut

Kaum jemand bemerkt sie, dabei sind Pilze die heimlichen Herrscher der Natur. Ein Leben ohne sie hieße: ein völlig anderes Ökosystem und viel schmutzige Wäsche.

Was kann tödlich giftig sein, aber hervorragend auf Pizza schmecken? Welches Lebewesen kann so viel Masse haben wie mehrere Dutzend Blauwale, aber sich in der hinteren Ecke einer Minibar verstecken? Die Antwort: der Pilz. Pilze sind vielfältige und geheimnisvolle Geschöpfe. Mehr als das: Sie sind Säulen unseres Ökosystems. Ohne Pilze wäre unser Planet ein anderer.

Dr. Ewald Langer ist Professor am Fachgebiet Ökologie. Er beschäftigt sich mit Mykologie, der Lehre von den Pilzen. „Das Thema Pilze scheint vielen auf den ersten Blick uninteressant“, sagt Langer. „Doch die meisten machen große Augen, wenn man ihnen erklärt, wo sie Pilzen jeden Tag begegnen.“

Von A wie Antibiotika bis Z wie Zitronensaft

Pilze sind überall. Sie sind nicht nur in unserer Umgebung, sie leben in uns und auf uns. „Während wir sitzen und uns unterhalten, atmen wir Pilzsporen ein“, so Langer. Meist schaden sie uns dabei nicht. Es gibt jedoch auch Gegenbeispiele: „Der Fußpilz etwa ist ein Parasit, den viele von uns kennen“, sagt der Biologe. „Bis zu 25 Prozent der Deutschen leiden unter ihm. Bei Berufsgruppen, die oft Gummistiefel tragen, sind es bis zu 80 Prozent.“ Doch nicht nur hier begegnen wir ihnen.

Ohne Pilze ließen sich viele Lebensmittel nicht herstellen. „Der Zitronensaft aus dem Supermarkt hat oft noch nie eine Zitrone gesehen“, erklärt Langer. „Er wird industriell hergestellt, indem man den Pilz *Aspergillus niger* mit Nahrung versorgt. Das Abfallprodukt ist der Zitronensaft.“ Chemisch sei dieser das gleiche wie der Saft aus einer Zitrone.

Anderes Beispiel: Hefen sind nichts Anderes als Pilze. Heißt im Klartext: ohne Pilze kein Bier und kein Wein. Doch nicht nur auf bestimmte Getränke müssten wir verzichten, selbst Grundnahrungsmittel wären ohne Pilze schwieriger herzustellen. Zum Brotbacken etwa benutzt man in Mitteleuropa meist Hefe.

Auch die chemischen und pharmazeutischen Industrien hängen oft von Pilzen ab. „Die fleckenlösenden Wirkstoffe in Waschmitteln beispielsweise stammen von Pilzen“, sagt Langer. Nicht nur unsere Kleidung, auch unsere Gesundheit profitiert. Eine der bedeutendsten Entdeckungen der modernen Medizin sind Antibiotika. Der schottische Mediziner Alexander Fleming entdeckte 1928, dass ein bestimmter Schimmelpilz Bakterien tötet. Aus einem Wirkstoff dieses Pilzes wurde später Penicillin hergestellt, das erste Antibiotikum. Sogar Pilzvernichter, sogenannte Fungizide, werden aus Pilzen gewonnen!

„Das Ökosystem würde ohne sie nicht funktionieren“

Das ist nur der alltägliche Nutzen der Pilze. Tatsächlich legen sie den Grund für das Leben auf der Erde. „Unser Ökosystem würde ohne Pilze nicht funktionieren“, sagt Langer. „Schon der Landgang der Pflanzen im Devon-Zeitalter vor über 358 Millionen Jahren wäre ohne Pilze unmöglich gewesen.“ Manche Pilze sind sogenannte Saprophyten. Sie ernähren sich von totem organischen Material und haben oft parasitische Eigenschaften. „Andere Pilze sind sogenannte Symbionten.“ Sie leben in Symbiose mit Pflanzen. Wo immer es Bäume gibt, gibt es auch Pilze. Beide sind voneinander abhängig. „Letztendlich ist es ein Tauschgeschäft zwischen Pflanzen und Pilzen“, erklärt Langer. „Die Pilze bekommen Zucker aus der Photosynthese der Pflanzen und die Pflanzen erhalten im Gegenzug Wasser und Nährstoffe wie etwa Stickstoff.“ Ohne Pilze könnte ein großer Teil der Pflanzen, die wiederum die Lebensgrundlage für andere Lebewesen sind, nicht überleben. Als wäre das nicht schon erstaunlich genug, haben sie noch mehr zu bieten.

2400 Jahre, 600 Tonnen, ein Pilz

Was viele nicht wissen: Das größte bekannte Lebewesen der Welt ist ein Pilz. Im Jahr 2000 suchten US-Forscher in Oregon nach der Ursache für das dortige Waldsterben. Der Klimawandel? Nein. Ein einziger Pilz. Ein sogenannter Hallimasch hatte sich dort angesiedelt und die Bäume befallen. Wie kann das sein? Ein einzelner Pilz bringt einen Wald in Gefahr? „Der Teil des Pilzes, den wir sehen können, der mit dem Hut, das ist nur der Fruchtkörper“, erklärt Langer. „Pilze bilden aber riesige Systeme, die größtenteils unterirdisch verlaufen.“ Mikroskopisch dünne Stränge unter der Erde bilden den größten Teil des Lebewesens. Pilze sind oft gigantische Netzwerke.

Der Hallimasch in Oregon hat sich über eine Fläche über 900 Hektar ausgebreitet und ist etwa 600 Tonnen schwer. Alle Teile zusammen genommen, hat er die Biomasse mehrerer Dutzend Blauwale. Er ist das schwerste bekannte Lebewesen der Welt und das älteste: vermutlich 2400 Jahre alt. Als er entstand, verstand man unter Griechenlandkrise noch den Krieg zwischen Athen und Sparta.



Natur-Schönheit: Laubholz-Harzporeling.



Sammlung von Pilzkulturen.

Weder Pflanzen noch Tiere

Allein dieses Beispiel zeigt: Pilze faszinieren. Kein Wunder, dass Professor Langer und sein Team mit großer Leidenschaft hinter diesem Thema stehen. Mit viel Begeisterung erklärt er die Aufgaben seines Fachgebiets an der Uni Kassel. „Wir schließen Forschungslücken“, sagt Langer. „Das ist eine echte Detektivarbeit.“ Die Mitarbeiter des Fachgebiets erforschen die Ökologie und beschreiben neue Pilzarten. Die Arbeit dafür führt sie rund um die Welt. Prof. Langer hat beispielsweise auf der Tropeninsel La Réunion geforscht. Hier gibt es zahlreiche endemische Pilze, also Arten, die nur dort vorkommen. „Wir sammeln Pilze und Pilzproben und generieren genetische Datensequenzen, sogenannte DNA-Barcodes“, sagt der Mykologe. „Danach speisen wir sie in eine öffentliche Datenbank ein.“

Pilze sind weder Pflanzen noch Tiere. „Sie bilden unter den Lebewesen ein eigenes Reich“, sagt Langer. Etwa 110.000 Pilzarten kennt die Forschung. „Hochrechnungen gehen aber davon aus, dass es fünf bis sechs Millionen Arten gibt“, erklärt er. Im Gegensatz zu den Pflanzen sind Pilze noch kaum erforscht. „Wer Pflanzen bestimmen will, braucht ein einziges Buch. Bei Pilzen ist es ein ganzes Regal.“ Von gerade einmal 25.000 Pilzarten seien brauchbare DNA-Sequenzen hinterlegt. „Es gibt noch viel zu entdecken.“

Das Fachgebiet betreut außerdem den Nationalpark Kellerwald Edersee. „Der nordhessische Nationalpark hat Urwaldqualitäten“, so Langer. „Es gibt hier eine lange Totholztradition, also viel sehr altes abgestorbenes Holz.“ Das ließe sich etwa an besonderen Pilzen erkennen. Die dortigen Pilze seien typisch für altes Totholz. „So verraten uns die Pilze, ob wir es mit einem Urwald-ähnlichen Wald zu tun haben.“ Im Naturpark veranstaltet das Fachgebiet oft Exkursionen mit Studierenden. Langer ist überzeugt, draußen lernt es sich am besten. „Man behält Namen und Eigenschaften von Pilzen besser in Erinnerung, wenn man sie gesehen und berührt hat.“

Eine weitere Aufgabe des Fachgebiets ist der Waldschutz. „Wir erforschen die Ökologie von Schadpilzen.“ Beispielsweise seien Eschen und weitere Baumarten durch einen schädlichen Pilz aus China gefährdet. „Diese Schadpilze wollen wir verstehen.“

Dürfen Vegetarier Pizza Funghi essen?

Pilze haben noch ein besonderes Merkmal: Sie schmecken oft sehr gut. Prof. Dr. Langer ist selbst Pilz-Sammler und leitet Pilz-Führungen. „Die Krause Glucke etwa ist sehr schmackhaft“, sagt Langer. Aber der Experte warnt: „Es gibt nur rund 400 essbare Pilze.“ Die meisten anderen der 6.000 bekannten Pilzarten in Deutschland seien giftig. „Gehen Sie auf keinen Fall Pilze sammeln, ohne jemanden, der sich genau auskennt.“

Eine Frage bleibt offen: Wenn Pilze weder Pflanzen noch Tiere sind, was essen wir dann genau, wenn sie auf unserem Teller liegen? „Interessant ist, dass Pilze mit den Tieren enger verwandt sind als mit den Pflanzen.“ Pilze und Tiere? Dürfte man dann als Vegetarier überhaupt eine Pizza Funghi essen? Prof. Langer gibt Entwarnung: „Aber natürlich! Pilze sind ideal für vegetarische und vegane Ernährung.“ Nur einer der vielen erstaunlichen Fakten über sie. Hut ab vorm Pilz.



Prof. Dr. Ewald Langer.

„Heute tauscht man kein Blut mehr“

Dr. Janosch Schobin forscht zur Soziologie der Freundschaft und zu sozialer Isolation. Mit uns sprach er über Freundschaft und Einsamkeit.

„Wer seine Geheimnisse teilt, macht sich wechselseitig verletzlich.“

INTERVIEW David Wüsthube
FOTOS David Wüsthube/
dpa Themendienst / www.relvision.com

Publik: Sie haben in den letzten Jahren mit zahlreichen Medienvertretern über das Thema Freundschaft gesprochen. Das scheint heute viele Menschen zu interessieren. Warum?

Schobin: Das Thema war nie uninteressant. Freundschaft ist etwas kulturell und historisch Universelles. In der Romantik, Mitte des 19. Jahrhunderts, spielte Freundschaft bereits eine große Rolle. Aber es stimmt, das Thema hat gerade Konjunktur. Das hängt sicherlich mit dem Aufkommen der Sozialen Medien und der Alterung der Gesellschaft zusammen. Es sind allerdings vor allem bestimmte Tage, an denen sich die Medien dafür

interessieren, besonders Weihnachten, Ostern und der Tag der Freundschaft. Danach kann ich die Uhr stellen.

Publik: Sie haben die Sozialen Medien angesprochen. Welchen Einfluss haben Digitalisierung und Soziale Medien auf unsere Freundschaften?

Schobin: Besonders für junge Menschen gibt es einen neuen Zwang zur Sichtbarkeit. Freundschaften sind sichtbarer als zuvor. Man zeigt öffentlich, wem man nahe ist. Dieses Konzept ist jedoch nicht völlig neu, in der Geschichte gab es bereits Ähnliches, beispielsweise existierte so etwas schon in den höfischen Gesell-

schaften absolutistischer Monarchien. Im Rahmen sogenannter politischer Repräsentativfreundschaften wurde am Hof den Mächtigen, aber auch dem Volk, gezeigt, wen man politisch unterstützte. Auch in der modernen Politik gibt es solche Freundschaften, man denke an Helmut Kohl und François Mitterand. Neu ist daran, dass die Sozialen Medien dieses Phänomen demokratisiert haben. Bestimmte Praktiken der Repräsentativfreundschaft sind auf einmal für die breite Bevölkerung relevant geworden.

Publik: Unabhängig von der Digitalisierung – wie haben sich Freundschaften in den letzten Jahrzehnten verändert?

Schobin: Die Praxis der Freundschaft ist sehr alt und daher auch träge. Was sich jedoch immer wieder stark verändert, ist das öffentliche Bild von Freundschaften. Im Rahmen meiner Forschung habe ich Freundschaftsratgeber jeweils aus den 90er und den 2000er Jahren verglichen. Das Ergebnis ist interessant: In den 90ern spielte die gegenseitige Unterstützung im Beruf eine große Rolle. Später waren eher emotionale Aspekte an freundschaftlichen Beziehungen wichtig. Freundschaft hat heute zumindest im öffentlichen Diskurs wesentlich mehr mit emotionaler Fürsorge als mit materieller Unterstützung zu tun. Das spiegelt lange historische Trends wieder: Der moderne

Wohlfahrtsstaat hat Freundschaften von ihren „harten“ materiellen Pflichten entlastet. Historisch und auch in vielen nichtwestlichen Kulturen übernimmt jemand, der eine Freundschaft eingeht, eine Beistandsverpflichtung. Diese Person verspricht, ihren Freund gegen Gewaltakte zu beschützen. Sie sorgt außerdem für die materielle Unterstützung in Zeiten der Not und bürgt für die andere Person.



Dr. Janosch Schobin.



Selbstgewählte
Abgeschiedenheit:
Franziskanermönch
in Jerusalem.



Publik: Stichwort Wohlfahrt: In Deutschland wachsen heute soziale Ungleichheit und politische Polarisierung. Sind das Hindernisse, um Freundschaften zu schließen?

Schobin: Das sind erstmal Hindernisse, die zu sogenannten Selektionseffekten führen. Etwas vereinfacht: Gleich und Gleich gesellt sich gern. Aber das ist nur eine Seite der Medaille. Wir gleichen uns auch über die Zeit unseren Freunden an. Unser Verhalten ist immer vom Verhalten anderer abhängig. Das reicht bis in kleinste Details unseres Alltags: welche Musik wir hören, welche Kleidung wir tragen. Darin beeinflussen Menschen sich gegenseitig. Soziale Praktiken erlernen wir nicht zuletzt innerhalb unserer Freundeskreise. Auch politische Meinungsbildung findet oft im Freundeskreis statt. Das ist nicht immer harmlos. Gerade Feindbilder können in bestimmten Konstellationen sehr schnell innerhalb von Freundeskreisen aufgebaut werden, die dann wiederum selektiv darauf wirken, mit wem überhaupt Freundschaften eingegangen werden können.

Publik: Was macht eine gute Freundschaft heute überhaupt aus?

Schobin: Freundschaft ist eine sehr alte soziale Beziehung, sehr vielfältig. In der westlichen Kultur lässt sich jedoch eine Art Grundmuster erkennen: Die doppelte symbolische Lebenspfandgabe. Das literarische Modell dafür ist die sogenannte pythagoreische Bürgerschaft: Man hinterlässt sich selbst als Pfand

für einen Freund. Der kehrt zurück und dank dieser Treue überleben beide. In der sozialen Praxis artikuliert sich dieses Modell, indem Freunde symbolische Artefakte tauschen und teilen, die für das eigene Leben stehen. Ein klassisches Beispiel dafür ist der Blutsbund. Das Blut galt schon in der Antike als Sitz der

Seele. Man vermischte also seine Seelen und konsumierte sie zusammen. Heute mischt und teilt man selbstverständlich kein Blut mehr. Dafür tauscht und teilt man privilegierte Informationen. Wer seine Geheimnisse teilt, macht sich wechselseitig verletzlich und besichert so einen Bund.

Publik: Viele Menschen scheinen heute niemanden zu haben, dem sie sich anvertrauen können. Macht die Moderne uns einsam?

Schobin: Wir wissen nicht genau, wie viele Menschen heute einsam sind. Die Statistiken dazu sind einfach nicht tragfähig. Nur ein Beispiel: In Großbritannien gibt es verschiedene Studien, deren Ergebnisse sich stark unterscheiden: Eine geht von 18 Prozent einsamer Menschen in der Bevölkerung aus, eine andere von fünf Prozent. Das Problem ist: Einsamkeit ist eine komplexe, dynamische Emotion und kein einfach zu ermittelnder Zustand. Sie muss erstmal kommuniziert werden, um sie überhaupt erfassen zu können. Das ist nicht immer leicht. In Westeuropa wird Einsamkeit häufig stigmatisiert. Viele glauben: Wer einsam ist, mit dem stimme etwas nicht. Er sei selbst an seiner Lage schuld. In Ländern, die immer noch sehr stark durch die christliche Religion geprägt sind, ist das anders. In Lateinamerika etwa. Einsamkeit wird hier oft als etwas Positives gesehen. Sie wird als Verzicht, als Prüfung und Läuterung betrachtet, weil sie viel stärker im Rahmen unterschiedlicher religiöser Schemata wie etwa der Imitatio Christi gedeutet wird. Die Äußerung von Einsamkeitsempfindungen wertet hier eine Person eher auf und stigmatisiert sie nicht.

Publik: Zurück nach Europa: Seit Beginn des Jahres gibt es in Großbritannien eine sogenannte „Ministerin für Einsamkeit“. Lässt sich das Problem Einsamkeit administrativ regeln?

Schobin: Schwierig. Politik von oben ist diesem Fall fehlgeleitet. In Gesellschaften, in denen Einsamkeit stigmatisiert wird, sehen viele den Rückzug aus der Gesellschaft als Selbstschutz. Sie wollen nicht, dass andere wissen, dass sie einsam sind. Solche Personen kann man schwer mit einer Politik, die sagt, sie seien aufgrund ihrer Einsamkeit auf Hilfe angewiesen, in die Gesellschaft zurückholen. Den Menschen, die noch dazu bereit sind, aus der Einsamkeit zurückzukehren, die etwa nur einsam sind, weil sie ihren Lebenspartner verloren haben, können dagegen eher lokale Akteure helfen. Von ganz oben kommt man da schwer ran.

„Einsamkeit als etwas Positives“

Publik: Welche wären das?

Schobin: Das wären zum Beispiel Orts- und Nachbarschaftsvereine. Sie sind in der Lage, direkt an Leute heranzutreten und kennen sie in der Regel auch gut. Auch die Kirchen, die eine 2000-jährige Erfahrung mit der positiven Deutung der Einsamkeit haben, können viel bewirken. Was wir vor allem brauchen, ist ein vernünftiges Deutungsangebot für vereinsamte Menschen. Im Christentum sah man, wie gesagt, Einsamkeit als etwas Positives. In vielen Kulturen hat Einsamkeit eine Funktion innerhalb der Gesellschaft und der Familie. Zum Beispiel wird Einsamen oft zugeschrieben, sie könnten mit verstorbenen Ahnen reden. Wichtig ist, dass Einsamkeit nicht medicalisiert, also zu einem medizinischen Mangel gemacht und dadurch noch weiter stigmatisiert wird. Man muss die Einsamkeit akzeptieren.

Mehr und bessere Lebensmittel

Ein Projekt bekämpft Mangelernährung in Westafrika. Die Schlüsselrollen spielen Frauen – und wenig beachtete Pflanzen



Frauen verkaufen Amaranth-Grün in Nigeria.

TEXT Laura Li Stahr
FOTOS Margareta Lelea

Eine gesunde und ausgewogene Ernährung ist in manchen Ländern leider nicht selbstverständlich. Dabei wäre beispielsweise in Westafrika oft sogar genug zu essen da – doch viele essbare Pflanzen (ebenso wie manche Tierarten) werden noch zu wenig als Nahrung genutzt oder verderben schlicht nach der Ernte wegen unzureichender Verarbeitung oder Lagerung. Leidtragende sind häufig diejenigen, die Nährstoffe am dringendsten brauchen: Schwangere und stillende Frauen sowie Kleinkinder.

Das Projekt UPGRADE Plus des Fachgebiets Agrartechnik will gegensteuern und die Ernährung in Afrika südlich der Sahara verbessern. Fallstudien und Feldaufenthalte finden in Sierra Leone, Ghana und Nigeria statt. Ein Ansatz: Nährstoffreiche, vor Ort bislang selten genutzte Pflanzen- und Tierarten als Lebensmittel zu erschließen. Welche Arten für den jeweiligen Kontext am besten geeignet sind, wird sich im Laufe des Projekts noch herausstellen. In Betracht kommen etwa die gelbfleischige Süßkartoffel, verschiedene einheimische Kürbisarten sowie grünes Blattgemüse wie die langkapselige Jute oder Amaranth. Arten, die als Nahrungsmittel vor Ort schon bekannt sind, aber noch zu selten auf den Tischen landen. Auch einige (halb-)wilde Arten haben Potenzial.

Auch nach der Ernte gibt es Verbesserungsmöglichkeiten: Die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler setzen zugleich auf einfache, solarbetriebene Technologien aus lokal verfügbaren Materialien, um nährstoffreiche Pflanzen nach der Ernte besser zu verarbeiten; so mindert schnelles, kontrolliertes Trocknen das Risiko, dass die Vorräte verderben, und hilft, wichtige Nährstoffe zu erhalten. Vor allem Mütter erhalten eine Schulung, wie sie diese Maschinen bedienen und Lebensmittel besser lagern und verarbeiten.



UPGRADE Plus

Die Koordination liegt bei der Universität Kassel im Fachgebiet Agrartechnik (Leitung Prof. Dr. Oliver Hensel). Projektleiterin ist Dr. Barbara Sturm. Das Projekt läuft bis 2020 und wird vom Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft mit 1,1 Millionen Euro gefördert. Der Anteil der Universität Kassel beträgt rund 770.000 Euro. Projektpartner sind die University for Development Studies in Ghana, die Njala University in Sierra Leone und das National Horticultural Research Institute in Nigeria, das Deutsche Institut für tropische und subtropische Landwirtschaft und die Innotech Ingenieurgesellschaft mbH.

In jeder Modellregion soll am Ende des Projektes eine an den Kontext angepasste, modulare Verarbeitungsanlage stehen, um die Produkte zu verarbeiten. Die Frauen der Dörfer sollen sie betreiben; bereits bestehende Selbsthilfegruppen bieten dafür eine Basis. Die neuen Expertinnen geben ihr Wissen und ihre Erfahrungen anschließend an Frauen aus anderen Orten weiter, damit nicht nur wenige Ortschaften profitieren.

Beim Bau der Verarbeitungsanlagen werden örtliche Handwerker angelernt, denen anschließend eine wichtige Rolle bei der Instandhaltung und weiteren Verbreitung der Technologien zukommt. Gemeinsam mit den Frauen erarbeiten die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler auch Konzepte zur kleingewerblichen Nutzung und Kommerzialisierung der Erzeugnisse. Da Frauen in der Regel für die Ernährung aller anderen Familienmitglieder eine entscheidende Rolle spielen, verbessert das auch die Situation der Kinder. „Es ist wichtig, Lösungen zu finden, die im Kleinen und vor Ort funktionieren“, betont Dr. Barbara Sturm, Koordinatorin des Projekts an der Uni Kassel.

„Mehr Reiche in der Nordstadt als Arme am Brasselsberg“

Über Ungleichheit in deutschen Städten



„Die Jägerstraße gilt als arm.“



„Die campusnahe Gottschalkstraße ist studentisch geprägt.“

PROTOKOLL David Wüsthube
FOTOS David Wüsthube

Kassel boomt. Wie viele Großstädte. Städte bieten Kultur und gute Arbeitsplätze, aber auch Armut und Segregation. Medien sprechen häufig von „Problemvierteln“. Aber was genau ist das? Wird in Städten die Schere zwischen Arm und Reich weiter? Was kann die Politik tun? Prof. Dr. Carsten Keller und M.A. Timo Baldewein vom Fachgebiet Stadt- und Regionalsoziologie antworten.



Prof. Dr. Carsten Keller.

Was ist ein Problemviertel?

Der Begriff „Problemviertel“ ist oft eine Zuschreibung. Damit muss man vorsichtig sein, sagen Keller und Baldewein. Wer von Problemvierteln spricht, schließt oft von einem vernachlässigten Erscheinungsbild auf benachteiligte Menschen. Die Realität ist differenzierter. Tatsächlich wohnen in solchen Stadtteilen Menschen mit unterschiedlichem sozialen Status. Das kann man an der Anzahl Arbeitslosengeld-II-Bezieher sowie der sozialversicherungspflichtig Beschäftigten feststellen. Viertel wie die Kasseler Nordstadt sind sozial gemischt. Das Etikett „Problemviertel“ stigmatisiert die Bewohner solcher Stadtteile. Was wir aber beobachten, ist eine soziale Spaltung auf der Mikroebene, quasi von Straße zu Straße. Die Nordstadt ist ein gutes Beispiel: Die campusnahe Gottschalkstraße ist studentisch geprägt. Hier gibt es viele Bars, Cafés und Buchläden. Die Jägerstraße dagegen gilt als arm.

Entscheidet das Stadtviertel, in dem man aufwächst, über individuelle Lebenschancen?

Die Effekte des Stadtviertels, in dem man aufwächst, auf Bildung und Beruf sind gering, so die Stadtsoziologen. Andere Faktoren spielen eine größere Rolle: der Bildungsstand der Eltern etwa oder Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt. Es gibt allerdings bei der Lebensqualität Unterschiede zwischen innenstadtnahen Vierteln und randstädtischen Großsiedlungen. In innenstadtnahen Stadtteilen, wie der Nordstadt, profitieren ärmere Bewohner von der dichten Infrastruktur: beispielsweise Nahverkehrs-Anbindungen oder kulturelle Angebote. Randstädtische Siedlungen, wie etwa Kassel Oberzwehren, haben einen eher dörflichen Charakter und sind in sich geschlossener.

Wie ist die aktuelle Entwicklung? Trennen sich Arm und Reich?

Die Ungleichheit in Städten nimmt eindeutig zu. Dabei sind viele der sogenannten Problemviertel eigentlich sehr vielfältig. Das tatsächliche Problem ist, dass reichere Bürgerinnen und Bürger sich von der restlichen Stadt abspalten. Stadtviertel mit wohlhabenden Einwohnern sind eher homogen. Vereinfacht gesagt: Es gibt mehr reiche Leute in der Nordstadt als arme Leute am Brasselsberg. Aber auch die Innenstädte werden exklusiver. Günstiger Wohnraum ist hier oft Mangelware. Geringverdiener werden dadurch an die Stadtränder gedrängt.



Timo Baldewein.

Kann die Politik gegensteuern?

Das kann sie, sagen die Wissenschaftler. Durch mehr und effizienteren sozialen Wohnungsbau. Das ist jahrelang nicht geschehen. Viele Sozialwohnungen wurden in den letzten Jahren in den freien Markt überführt. Stichwort „Belegungsbindung“: Nach einer bestimmten Anzahl von Jahren entfällt die Belegungsbindung. Die Wohnung steht wieder dem freien Markt zur Verfügung, wo sie meist mehr einbringt. Die Belegungsbindung muss deutlich verlängert und eine neue Gemeinnützigkeit für Wohnungsunternehmen eingeführt werden. Sozialwohnungen dürften auch nicht in einem Stadtteil gehäuft werden, da man sonst Segregation fördert. Außerdem muss der Mieterschutz gestärkt werden. Die Mietpreisbremse scheitert oft an ihrer faktischen Umsetzung: Viele wollen sich den bürokratischen und finanziellen Aufwand sparen, der damit verbunden ist.

Wirkt sich der Wohnort auf das Wahlverhalten aus?

Ja. Das zeigen die Ergebnisse der Bundestagswahl 2017 in Kassel. Die Grünen waren im Vorderen Westen und Bad Wilhelmshöhe besonders stark, überall dort, wo die Arbeitslosigkeit niedrig und die Wahlbeteiligung hoch ist. Grünenwählerinnen und -wähler leben eher in Einpersonenhaushalten. Die FDP ist in Einfamilienhausgebieten mit großer Pro-Kopf-Wohnfläche und älterer Bevölkerung stark, beispielsweise am Brasselsberg. Christdemokraten finden sich oft in Zweipersonen-Haushalten und bei Personen, die schon lange in ihren Wohnungen leben. Dies gilt für Bad Wilhelmshöhe. Hochburgen der Linkspartei sind innenstadtnahe Gebiete mit relativ junger Bevölkerung und vielen Personen mit Migrationshintergrund – etwa Nordstadt und Wesertor. Die Sozialdemokraten sind im gesamten Kasseler Osten stark vertreten. Ein Randphänomen ist die AfD. Ihre Wählerinnen und Wähler findet man vor allem in randstädtischen Siedlungen wie Oberzwehren.

Die Universität als Schonraum?

Ein Essay von Nikola Roßbach
über Meinungsfreiheit und Zensur



Eintrag im Online-Wörterbuch von Merriam-Webster, einem amerikanischen Standard-Wörterbuch.

TEXT Nikola Roßbach

FOTOS Screenshot/privat

Vor einiger Zeit hatte ich einen wunderbaren Traum. Offenbar war ich noch ganz im Bann der Utopien aus meinem Seminar zu Aufklärung und Zensur. In denen werden auch immer die wunderbarsten Dinge geträumt. Zum Beispiel in der berühmtesten Utopie der Aufklärung, *Das Jahr 2440* von Louis-Sébastien Mercier. Ein riesiger Bücherturm wird da verbrannt, alles Unvernünftige vernichtet. Romane zum Beispiel. Damit

man gar nicht erst auf dumme Gedanken kommt – und endlich die Gedankenfreiheit siegt (Die Aufklärung hatte immer schon eine dialektische Schlagseite.)

Mein Traum hatte allerdings nichts mit Zensur zu tun. Oder vielleicht doch? Der erträumte Ort war jedenfalls nicht Paris wie bei Mercier, sondern Kassel, speziell unsere Universität. Sie erschien mir ganz verändert. Alle gingen respektvoll mit-

einander um. Niemand verletzte die anderen, sogar das Wort ‚verletzen‘ wurde vermieden. Vorträge, bei denen man sich hätte unwohl fühlen können, fielen aus. Und wenn nicht, gab es im Nebenraum Musik und Seifenblasen als Alternativprogramm. Kritik existierte nicht, nicht einmal in Form von Kopfschütteln. Auch in der Literaturwissenschaft, meiner Zunft, hatte sich viel verändert. Romane wurden zwar nicht verbrannt, aber sie

trugen jetzt Warnhinweise. So konnte einem nicht unvorbereitet Schlimmes begegnen. Und wenn man sie als belastend empfand, durfte man sich über etwas Anderes prüfen lassen.

Die Träumer des 18. Jahrhunderts sind ja immer ganz wehmütig, wenn sie aus ihren Utopien erwachen. Ich dagegen war schweißgebadet: Die schöne neue Uni-Welt hatte genau das verloren, was für mich eine Hochschule ausmacht: ein Ort des Wissenserwerbs, der Debatte und Kontroverse zu sein. Welch ein Albtraum! – Und doch entstammen all diese Fälle der Realität. In den U.S.A. wünschten sich Jurastudierende vor einiger Zeit die Verbannung des Wortes ‚violate‘ aus den Vorlesungen. An britischen Hochschulen greift ‚no-platforming‘ um sich. ‚Negative head motions‘ wurden in Edinburgh sanktioniert, der *Seifenblasen-safe space* in Providence/Rhode Island eingerichtet. US-Verlage setzen auf studentischen Wunsch Triggerwarnungen auf Buchcover.

Ist das Zensur? Zumindest äußert sich hier eine Sehnsucht nach Grenzen, die zensuranalog wirkt. Spätestens dann, wenn Campusregeln systematisch Sprache und Denken kontrollieren und sanktionieren. Besonders das System Universität scheint anfällig zu sein für eine um sich greifende Vorsichtskultur. Eine Kultur, in der Idealismus in Dogmatismus umzukippen droht. Wie ist es zu dieser studentischen *snowflake generation* gekommen, die solches Denken propagiert? US-Soziologen versuchen gerade das herauszufinden – vielleicht kündigt ja die Erforschung des Phänomens seine kritische Hinterfragung an.



Prof. Dr. Nikola Roßbach.

Die genannten Beispiele bedrohter Meinungsfreiheit entstammen der angelsächsischen Hochschulwelt – noch. Auch bei uns sind *safe spaces*, *trigger warnings* und *micro-aggressions* angekommen. Allerdings meist sekundiert von vehementer Kritik. Die Studierenden in meinem Zensur-Seminar hatten übrigens noch nichts davon gehört – was mich erleichterte. Noch mehr erleichtert hat mich ihr klares Bekenntnis zur Kontroverse, die sie für notwendig in Forschung und Lehre hielten. Das Konzept einer Schonraum-Universität sahen sie kritisch. Welch ein Glück! Oder auch: Welch eine Selbstverständlichkeit ... Wie soll man Jura studieren, ohne sich mit Gewalt auseinanderzusetzen, Medizin ohne Krankheit und Tod, Umweltwissenschaften ohne Klimawandel? Die Literatur ihrerseits kreist oft um all dies zugleich. Ständig bringen hier Männer ihre Geliebten, Väter ihre Töchter, Mütter ihre

Babys, unglücklich Verliebte sich selbst und Brüder sich gegenseitig um. Und dabei denke ich nicht an brutale Thriller, sondern an Schiller, Lessing und Goethe. Unsere Klassiker – vielleicht deshalb unvergesslich, weil wir uns mit den verstörenden Seiten des Lebens immer wieder neu auseinandersetzen müssen.

Nein: Der *safe space* ist kein utopisches Zukunftsmodell für die Universität. Zwar sehnen wir uns wohl alle manchmal nach Grenzen für die Meinungsfreiheit. Etwa bei gefährlicher Dummheit, Intoleranz, Engstirnigkeit. Trotzdem ist Zensur keine Lösung. In einer freien Gesellschaft ist nun einmal Vieles erlaubt. Zum Beispiel auch Sexismus, obwohl er reaktionär ist und abstoßend. In solchen Fällen muss man über Ethik diskutieren, nicht über Recht. Es ist irritierend, wenn gerade die Universität Keimzelle einer Kultur wird, in der die Unterschiede zwischen Sollen und Dürfen verschwimmen.

Rubrik „Debatte“

In der Rubrik „Debatte“ beziehen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler Position zu Fragen der Verantwortung von Universitäten und Wissenschaft. Prof. Dr. Nikola Roßbach lehrt Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Kassel. Im September erschien ihr Buch *„Achtung Zensur! Über Meinungsfreiheit und ihre Grenzen“*.

Städtebauer, Entdecker, Widerstandskämpferin

Die Straßennamen an der Uni Kassel und ihre Bedeutungen

TEXT David Wüstehube
FOTOS David Wüstehube /
picture alliance – akg / Schneider Barlo
Fotografik / Schaper – AddF

Orientierung, Erinnerung, Ehrung. Straßennamen erfüllen zahlreiche Zwecke; auch an der Uni Kassel. Aber was bedeuten die Straßennamen auf dem Campus Holländischer Platz und den anderen Uni-Standorten eigentlich genau? Wer waren Nora Platiel und Heinrich Plett? Was hat der Holländische Platz mit Holland zu tun? Diese Fragen beantworten wir im ersten Teil der Reihe Straßennamen der Uni Kassel.

Nora-Platiel-Straße

Von der Henschelstraße am Westrand des Campus HoPla, am AstA und am Fachbereich Wirtschaftswissenschaften vorbei bis zur Campusbibliothek verläuft die Nora-Platiel-Straße. Nora-Platiel-Straße? Kennt man. Nora Platiel selbst kennen nur wenige. Zu Unrecht. Sie war Juristin jüdischen Glaubens und Widerstandskämpferin gegen den Nationalsozialismus. Geboren wurde sie 1896 als Nora Block in Bochum. Während des Studiums in Frankfurt und Göttingen wurde sie Mitglied des Internationalen Sozialistischen Kampfbunds. Danach legte sie 1927 ihr Rechtsreferendariat in Kassel ab. Nach der Machtergreifung der Nazis 1933 floh Nora Block nach Paris, wo sie für Exilzeitschriften schrieb. Nachdem die Wehrmacht das Land besetzt hatte, wurde sie interniert, konnte jedoch aus dem Lager entkommen. Sie floh ins französische Montauban, wo sie ihren späteren Ehemann Herrmann Platiel kennenlernte, und von dort in die Schweiz. Nach Kriegsende kehrte Platiel in ihre Heimat zurück. 1949 zog sie nach Kassel. Hier wurde sie Landgerichtsrätin und trat der SPD bei. 1951 wurde

sie Landgerichtsdirektorin. Zwischen 1954 und 1966 war sie Abgeordnete des Hessischen Landtags. Danach wurde sie Richterin am hessischen Staatsgerichtshof. Sie setzte sich für die Verständigung zwischen Deutschland und Israel und die Förderung von Kunst und Kultur ein. Ganz besonders engagierte sie sich aber für Frauenrechte. 1979 starb Nora Platiel in Kassel. Besucher können ihr Ehrengrab auf dem Kasseler Hauptfriedhof besichtigen.



Nora Platiel.

Diagonale

Einer der Straßennamen ist leicht zu erklären: Die Diagonale; von den Studierenden liebevoll „Diagonalley“ genannt. Sie verbindet den Holländischen Platz mit der Universitätsbibliothek und der Zentralmensa. Dabei durchschneidet sie den Campus diagonal, daher der Name. Die meisten anderen Straßennamen der Uni-Standorte sind nach Personen benannt, die in Kassel Spuren hinterlassen haben. Die Suche nach der Bedeutung der Straßennamen ist also eine spannende Reise in Kassels Vergangenheit.

Blick in die Diagonale in
Richtung Holländischer Platz.



Das „AVZ“ in Oberzwehren an der Heinrich-Plett-Straße.

Heinrich-Plett-Straße

Die Heinrich-Plett-Straße ist eine der Hauptverkehrsachsen des Kasseler Stadtteils Oberzwehren. Hier befindet sich der Campus des Fachbereichs 10 Mathematik und Naturwissenschaften. Wer aber war Heinrich Plett? Plett war einer der bekanntesten Wohnungsunternehmer der deutschen Nachkriegszeit. Viele Straßen in Deutschland, in denen sich Bauprojekte Pletts finden, sind heute nach ihm benannt. Nicht nur in der Stadt an der Fulda, auch in München, Hamburg, Frankfurt und weiteren Städten tragen Straßen seinen Namen. Geboren wurde Plett 1908 in Kassel. Er machte nach der Schule eine Banklehre und arbeitete als Bankangestellter. Mit 21 Jahren holte er das Abitur nach und studierte Volkswirtschaftslehre. Während der NS-Zeit wurde der SPD-Sym-

pathisant mehrmals von der Gestapo verhaftet. Trotzdem leitete er während des Krieges eine Wohnungsbaugesellschaft, die Wohnungen für Matrosen im von der Wehrmacht besetzten Gdingen nahe Danzig baute. Bekannt wurde Heinrich Plett erst in der Nachkriegszeit. Mittlerweile SPD-Mitglied und Gewerkschaftsfunktionär, wurde er 1950 Geschäftsführer der „Neuen Heimat“, eines gemeinnützigen Wohnungsbauunternehmens, das dem Deutschen Gewerkschaftsbund gehörte. In dieser Position realisierte er mehrere Sozialbau-Projekte in der ganzen Bundesrepublik. Eines davon ist eine Hochhaussiedlung in Oberzwehren in eben der Straße, die heute Pletts Namen trägt.

Georg-Forster-Straße

Lang ist die Georg-Forster-Straße nicht. Sie führt vom Blauen Tor bis zur Ahne. Bescheiden für einen Mann, dessen Leben genug Stoff für einen tausendseitigen Roman bietet. Georg Forster lebte von 1754 bis 1794. Er war Naturwissenschaftler, Entdecker, Reiseschriftsteller, Ethnologe, Übersetzer und Politiker; all das in nur 39 Lebensjahren. Mit 13 übersetzte er ein russisches Geschichtsbuch ins Englische, seine erste Buchveröffentlichung. Mit 17 begleitete er Captain James Cook bei seiner zweiten Weltumseglung. In der Südsee erforschte er Pflanzenarten genauso wie die einheimische Bevölkerung mit ihrer Lebensweise und Sprache. Mit seiner „Reise um die Welt“, einem Bericht über die Weltumrundung, wurde er zum Begründer der Reiseliteratur. 1778 kam Forster als angesehener Forscher nach Kassel, um am Collegium Carolinum Naturgeschichte zu lehren; später wechselte er an die Universität in Vilnius.

Nach seinem Aufenthalt im Baltikum nahm er 1788 eine Stelle als Oberbibliothekar an der Universität Mainz an. Damit begann sein Wechsel von der Forschung in die Politik. In Mainz erlebte Forster, zunächst als Beobachter, die Französische Revolution. Die Stadt am Rhein wurde von französischen Truppen



Georg Forster mit seinem Vater Johann Reinhold 1772. Punktierstich von D.Beyel.

besetzt, mit deren Hilfe die „Mainzer Republik“ gegründet wurde: eine französische Tochterrepublik, die auf den Werten der Revolution basierte. Forster wurde Vize-Präsident der Verwaltung der jungen Republik und schrieb für die neue Mainzer Zeitung. Nach dem Abzug der Franzosen stellte der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Forster unter Reichsacht. Er ging nach Frankreich und durfte nicht mehr in seine Heimat zurückkehren. Forster verstarb völlig mittellos 1794 in Paris. Sein Erbe war lange umstritten. Von Nazis und Nationalisten als Vaterlandsverräter diskreditiert, gilt er heute als herausragende Persönlichkeit der Wissenschaftsgeschichte. Die Universitätsgesellschaft Kassel verleiht alle zwei Jahre den Georg-Forster-Preis für herausragende wissenschaftliche oder künstlerische Arbeiten. Auch die in Kassel ansässige Georg-Forster-Gesellschaft pflegt das Erbe des berühmten Entdeckers.

Kurt-Wolters-Straße

Die Kurt-Wolters-Straße führt südlich am Campus HoPla vorbei, von der Weserstraße bis zum Holländischen Platz. Hier befindet sich auch der „Glaskasten“, das repräsentative Glasgebäude der nordhessischen Universität. Kurt Wolters wurde 1907 im Elsass geboren. Er studierte Ingenieurwesen an der Technischen Hochschule Hannover. Sein Name ist eng mit dem Wiederaufbau der nach dem Zweiten Weltkrieg zerstörten Stadt Kassel verbunden. Der Bauingenieur war von 1951 bis 1961 Leiter des Kasseler Tiefbauamtes. Seine Arbeit hat dem heutigen Kasseler Verkehrsnetz sein Gesicht gegeben. Sein wohl bekanntestes Projekt ist die Altmarktkreuzung zwischen der Fuldastraße und der Kurt-Schumacher-Straße. Sie galt zu ihrer Zeit als „modernste Straßenkreuzung Europas“. Kurt Wolters war nie NSDAP-Mitglied, doch war er als Bauingenieur für das Regime tätig: Er baute unter anderem während des Krieges in der besetzten Sowjetunion ein Kraftwagenreparaturwerk.

Holländischer Platz

Auch dieser Name ist schnell erklärt: Eine alte Fernstraße verband Kassel mit den Niederlanden. Sie führte durch das „Holländische Tor“ aus der Stadt heraus. Dieses ehemalige Stadttor lag in der Nähe des heutigen Uni-Campus in der Nordstadt (amtlich: Nord-Holland). Nach dem Holländischen Tor wurde später der zentrale Verkehrsknotenpunkt der Nordstadt benannt, den wir heute als den Holländischen Platz kennen.

Teil 2 der Reihe „Straßennamen an der Uni Kassel“ folgt im nächsten Jahr.

Wenn der Fitness-Coach kommt

Der Hochschulsport holt Studierende und Mitarbeitende mit kurzen sportlichen Pausen aus dem Alltag



TEXT Sebastian Mense

FOTO Sebastian Mense

Rücken, Beine, Gewicht, Stoffwechsel, Herz-Kreislauf-System - auf vielerlei Weise schadet Bewegungsmangel dem Körper. Besonders das lange Sitzen gilt als Verursacher vieler heutiger Volkskrankheiten. Um dem entgegenzuwirken, geht die Universität seit kurzem mit einem Angebot buchstäblich auf Beschäftigte und Studierende zu: Coaches besuchen sie im Hörsaal und am Arbeitsplatz, um einmal in der Woche für ein paar Minuten Lockerungs- und Kräftigungsübungen mit ihnen zu machen. „Schon einige wenige Übungen am Tag können einen großen Unterschied ergeben“, sagt Dr. Tobias Heyer, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Kasseler Hochschulsports. „Wichtig ist, das lange Sitzen zu unterbrechen, kurz aus der Bequemlichkeit rauszukommen.“

Dabei muss man nicht einmal ins Schwitzen geraten: Übungsleiterin Anna Richter besucht heute eine Abteilung der zentralen Verwaltung in der Mittagspause. Sie lässt ihre Gruppe auf dem Flur der Abteilung leichte Übungen machen. Die 15 Teilnehmerinnen und Teilnehmer dehnen ihre Rumpfmuskeln, kreisen mit den Armen, halten das Gleichgewicht im Ausfallschritt. Immer wieder kommen Scherze und Gelächter auf; man merkt: Neben den Muskeln wächst in dieser Mittagspause auch das Gemeinschaftsgefühl.

Zwei Tage vorher hat Fitness-Coach Anna, die Wirtschaftspädagogik studiert und nebenher für den Hochschulsport Kurse gibt, die Einführung in die Religionspädagogik von Frau Prof. Dr. Freudenberger-Lötz besucht – am Montagmorgen um

Hochschulsport

Informationen zu den Kursen für Beschäftigte („Bewegte Pause“) und Studierende („Mini Break“) sowie Informationen zu weiteren Sportkursen über die Seiten des Hochschulsports:

<http://hochschulsport.uni-kassel.de>

Gesundheitsportal für Beschäftigte mit Kursen:

www.uni-kassel.de/go/gesundheitsportal

kurz nach neun, keine Uhrzeit, zu der die meisten jungen Leute topfit sind. Die Coaches kommen nicht überfallartig, sondern auf Bestellung. „Ich habe meinen Kurs für dieses Programm angemeldet, weil ich das Angebot richtig klasse finde“, sagt Freudenberger-Lötz. „Die Studierenden haben sich toll darauf eingelassen, denen hat das sichtlich Spaß gemacht.“ Nach fünf Minuten, sagt sie, habe sie sich selber richtig frisch gefühlt. „Und ich habe gemerkt: Auch die Studierenden sind munterer, die Köpfe freier.“

Das Programm der kurzen Unterbrechungen nennt sich „Streck Dich“ und wird seit diesem Wintersemester vom Allgemeinen Hochschulsport der Uni angeboten und vom Arbeitskreis Gesundheit unterstützt. Es ist geplant, die bewegte Pause auf alle Fachbereiche und auf alle Standorte der Universität auszuweiten. Die Notwendigkeit ist groß, sagt Heyer und zitiert ein Bonmot: „Sitzen ist das neue Rauchen.“

Anzeige

Einfach besser ankommen... **Yellow-Car Minicar**
Personenbeförderung

GUT
GÜNSTIG
SICHER
GELB



24 0561 - 77 00 77
Hol Dir Deine Minicar24 App!

Erfindung mit Aussicht

Der Bergfried der Löwenburg ist wiedererstanden – auch dank Erfindungsgeist aus der Uni

TEXT Sebastian Mense

FOTO Röhrling – mhk

Es ist die Wiederherstellung einer Ruine in ihren ruinösen Originalzustand – aber was für ein Bauwerk ist das! Für rund 30 Millionen Euro richtet derzeit das Land Hessen die Löwenburg im Bergpark Wilhelmshöhe wieder her. Weithin sichtbares Prunkstück ist der Bergfried, der in den vergangenen zweieinhalb Jahren 30 Meter in die Höhe wuchs und jetzt wieder so dasteht wie vor seiner Zerstörung im zweiten Weltkrieg. Letzte Arbeiten an der Fassade finden in diesen Wochen statt. Möglich gemacht hat dies eine materialwissenschaftliche Erfindung aus der Universität Kassel: künstlicher Tuffstein.

Als Baumeister Heinrich Christoph Jussow das Lustschloss im ausgehenden 18. Jahrhundert für Landgraf Wilhelm IX. von Hessen-Kassel errichtete, schuf er die bezaubernde Nachbildung einer mittelalterlichen Burgruine und ein kunstgeschichtlich hochbedeutendes Bauwerk – und halste der Nachwelt jede Menge Probleme auf. Denn als Baumaterial wählte Jussow den Habichtswalder Tuff. Das dunkle, schnell verwitternde Gestein unterstrich den romantischen Ruinen-Charakter, war in der Nähe verfügbar und leicht zu bearbeiten, als Baumaterial aber eigentlich ungeeignet: Bereits nach kurzer Zeit fing der Tuffstein an zu bröckeln, seitdem ist die Löwenburg ein Dauer-Sanierungsfall. Den stol-

zen Hauptturm reduzierte in den letzten Tagen des zweiten Weltkrieges obendrein eine amerikanische Fliegerbombe auf seinen Stumpf.

Den originalgetreuen Wiederaufbau ermöglichte nun eine Entwicklung des vormaligen Leiters der amtlichen Materialprüfungsanstalt AMPA an der Uni Kassel, Peter Machner: „Beim Abbau von Tuff fällt bis zu 80 Prozent Abfall an“, erläutert er. Machner entwickelte in Versuchsreihen einen Kunststein, letztlich einen Beton, in dem zerkleinerter Tuff-Abfall die Rolle der Gesteinskörnung übernimmt. Der Landesbetrieb Bau und Immobilien Hessen, die Museumslandschaft Hessen Kassel, das Landesamt für Denkmalpflege sowie freiberufliche Steinrestauratoren und ausführende Firmen trugen dazu bei, dass der künstliche Tuff nun der Löwenburg hilft. „Weder hinsichtlich seiner gesteintechnischen Eigenschaften noch seiner optischen Qualitäten“ müsse er einen Vergleich mit dem Naturstein scheuen, urteilt der Katalog der Museumslandschaft Hessen-Kassel zur Löwenburg. Im Gegenteil: Er ist witterungsbeständiger und fester und löst obendrein noch ein weiteres Problem: Der echte Habichtswalder Tuff geht zur Neige, die Steinbrüche der Region sind fast erschöpft. Ohne den künstlichen Nachschub wäre die Restaurierung schwierig geworden.

Alle 4500 Steine des Turmes sind Unikate. Historische Unterlagen lieferten Lage und Maße jedes Blocks, die dann zunächst als 3-D Modell im Computer entstanden. Eine Thüringer Firma produzierte die Steine, die AMPA selber überprüfte die Materialqualität. Mit der Entwicklung und Praxistauglichkeit des Kunst-Tuffs haben sich auch die Aussichten für zukünftige Restaurierungen an anderen Gebäuden des Bergparks verbessert.

Es ist bereits das dritte Mal, das der Bergfried erstanden ist: Der erste, mangelhafte Bau hielt nur 50 Jahre, der zweite war solider und überdauerte bis 1945. In den kommenden Jahren rekonstruieren die Bauleute das Innere des Turmes und restaurieren überdies weite Teile der restlichen Löwenburg. Nach seiner Wiedereröffnung etwa 2022 wird der viergeschossige Turm den Besuchern zunächst die Bibliothek, später auch den Rittersaal und den historischen Speisesaal präsentieren. Besucher können dann eine Aussichtsplattform betreten und einen spektakulären Blick auf den Bergpark und die Stadt Kassel genießen.

Die AMPA prüft im Auftrag privater und öffentlicher Auftraggeber mineralische und metallische Werkstoffe, analysiert Schäden, untersucht den Zustand von Bauwerken aus Stahl, Beton, Mauerwerk und erstellt Instandsetzungskonzepte. Ein relativ neuer Arbeitsbereich ist die Überwachung von On- und Offshore-Windkraftanlagen.



In diesem Herbst wurde Richtfest gefeiert, letzte Arbeiten an der Fassade stehen vor dem Abschluss. Blick auf den eingerüsteten Bergfried aus Richtung Schloss.

Bei Geld hört die Freundschaft auf? Muss sie nicht

Vier Kasseler Projekte haben in diesem Jahr ein Hessen Ideen-Stipendium gewonnen. Mit dabei: die Payment-App Zazter.

Kanzler Dr. Oliver Fromm überreicht ein Hessen Ideen-Stipendium an Dogan Ates (Mitte). Links der seinerzeitige Mitstreiter Patrick Kozlowski.



TEXT David Wüsthube
FOTOS David Wüsthube

Unternehmungen mit Freunden sind die schönsten Erinnerungen. Urlaub, Roadtrips, Festivals – geteilte Freude ist doppelte Freude. Der Haken: Auch die schönen Dinge im Leben kosten oft Geld. Schnell fragt man sich: Wer zahlt wie viel? Wer streckt das Geld vor? Der Wirtschaftsingenieurwesen-Student der Uni Kassel Do an Ates entwickelt eine Lösung: die Payment-App Zazter.

„WG-Miete, gemeinsam essen gehen – immer schießt jemand das Geld vor“, sagt Ates. „Hinterher muss man es sich von allen mühsam zurückholen.“ Mit Zazter soll das nicht mehr passieren. Die App teilt bei gemeinsamen Zahlungen die Kosten und bucht die jeweiligen Anteile ab. Niemand muss etwas vorleisten.

Zazter ist nicht die erste Share-App. Viele WGs nutzen Apps, um gemeinsame Kosten zu regeln. „Zazter ist anders“, sagt Ates. „Es setzt direkt am Kern des Problems an.“ Nutzer registrieren sich zunächst mit ihren Kontodaten und gründen – ähnlich wie bei Whatsapp – eine Gruppe. Dank einer neuartigen Technologie kann nun als Gruppe bezahlt werden. Die Kosten werden geteilt

und von den jeweiligen Konten abgebucht. Bei bisherigen Apps muss immer jemand Geld vorstrecken. „Was viele andere Apps tun, schafft man auch mit Papier und Bleistift. Zazter ist eine Innovation.“

Woher kam die Idee? 2016 machte Ates ein Auslandssemester in Kalifornien. Ein Traumziel aller Studierenden. Sonne, Strand und ein einzigartiger Lifestyle. „Ich habe dort schnell Leute kennengelernt“, sagt er. Mit zehn Freunden plant er einen Roadtrip. Ziel: Las Vegas. Doch bevor die Studierenden ihr Geld auf den Roulette-Tisch legen können, muss einer die Reisekosten vorschießen. Ates tut das. „Viele haben vergessen, das Geld zurückzuzahlen“, berichtet er, „ich musste ihnen hinterherlaufen.“ Über 300 Personen in Deutschland und den USA hat er nach solchen Erlebnissen befragt. Er stieß oft auf das gleiche Problem und erkannte die Marktlücke.

Die gute Idee wurde bereits belohnt: 2018 erhielt Zazter neben drei weiteren Projekten der Universität Kassel ein Hessen Ideen-Stipendium für junge Gründerinnen und Gründer.

Noch ist Zazter in der Gründungsphase. Erste Kundengespräche gibt es bereits. „Die Unterstützung durch UniKasselTransfer ist großartig“, sagt Ates. Besonders der Austausch mit anderen Gründern sei hilfreich. Neben dem Geschäftlichen steht für Ates eines im Mittelpunkt: „Geld darf unter Freunden kein Thema sein“, so der Gründer. Bei Geld muss Freundschaft also nicht aufhören. „Mit Zazter kann man sich auf das Wichtige konzentrieren – gemeinsam Zeit verbringen.“

Weitere Informationen

Das Hessen Ideen-Stipendium ist ein Stipendienprogramm des Landes Hessen für gründungsaffine Hochschulangehörige, die sich in der Frühphase der Ausarbeitung einer innovativen Geschäftsidee befinden. Die nächste Bewerbungsfrist läuft vom 1. Januar bis 31. März 2019. Bei der erstmaligen Vergabe 2018 haben gleich vier Projekte der Universität Kassel ein Stipendium erhalten, darunter die Payment-App „Zazter – einfach bezahlen“. Mehr unter: www.hessen-ideen.de/stipendium

Kasseler Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler und ihre Themen



Jascha Manschwetus (28)
Molekulare Ursachen
von Parkinson

PROTOKOLL Eva Krämer

FOTO Eva Krämer

Morbus Parkinson ist die häufigste neurodegenerative Krankheit nach Alzheimer. Mindestens 10 Prozent der Parkinson-Fälle haben genetische Ursachen, wie man seit einigen Jahren weiß. Weltweit arbeitet die Wissenschaft intensiv daran, dieser Erkrankung auf den Grund zu gehen und so möglicherweise neue Medikamente zu entwickeln. Auch unsere Arbeitsgruppe um Prof. Dr. Friedrich W. Herberg hat vor wenigen Jahren einen aufsehenerregenden Beitrag geleistet und gewissermaßen einen molekularen Schalter an einem Enzym namens LRRK2 entdeckt, das eine zentrale Rolle für die Entwicklung von Parkinson spielt. Daran möchte ich nun anknüpfen.

Das Enzym ist besonders groß und lässt sich in sieben verschiedene, als Domänen bezeichnete Abschnitte aufteilen. Es kommt vor, dass eine Domäne des Enzyms mutiert ist und so Parkinson auslöst, da bestimmte Reizübertragungen in neuronalen Zellen nicht mehr funktionieren. Mein Ziel ist es zunächst, eine dieser Domänen zu verstehen, indem ich untersuche, wie die drei-

dimensionale Struktur mit der Funktion des Proteins zusammenhängt. Ich will herausfinden, inwiefern sich bestimmte Mutationen auf die Aktivität des Enzyms auswirken, und probiere dabei viel aus: Ich verändere das Protein, indem ich zum Beispiel einen Teil abschneide. Glücklicherweise wird mir die Forschung durch ein Promotionsstipendium aus dem Otto-Braun-Fonds, gestiftet von der B. Braun Melsungen AG, ermöglicht.

Unsere Arbeitsgruppe ist insbesondere auch über die Michael J. Fox Stiftung für Parkinsonforschung international gut vernetzt. Mit unseren Kooperationspartnern tauschen wir nicht nur Erkenntnisse, sondern zum Beispiel auch biochemische Werkzeuge aus. An meinem Projekt schätze ich diese Vernetzung; am meisten aber schätze ich, wie sehr die Vorstellungskraft gefordert ist, um Vorgänge an winzigen Biomolekülen zu untersuchen. Gerade im Hinblick auf eine alternde Gesellschaft hoffe ich, einen Beitrag leisten zu können, die immer häufiger auftretende Krankheit besser zu verstehen.

U N I K A S S E L
V E R S I T Ä T



Jetzt im shop @ uni-kassel

Fair und ökologisch produzierte Rucksäcke

Limitierte Auflage

ANSVAR II (altrosa, schwarz, petrol) zum Vorzugspreis von 60 Euro

ANSVAR I (schwarz, dunkelblau) zum Vorzugspreis von 75 Euro

Eine Kooperation der
Universität Kassel
mit Melawear GmbH

shop@uni-kassel Mönchebergstraße 19 Raum 2550 Mo–Fr 8.00–12.00 uni-kassel.de/go/shop

A hand holding a red apple, with red paint splatters on a blue background. The text 'SAVE THE DATE' is overlaid in large white letters.

SAVE
THE
DATE

6.6.2019

CAMPUSFEST

Wissenschaft zum Anfassen